

Jürgen Heinemann

Minister Stein. Die letzten Tage einer Zeche 1987

„Ich möchte den Zuschauer nicht beliefern, damit er sich daraus ein simples Bestätigungsmaterial ziehen kann, sondern ich will einen Argumentationsprozeß in Gang setzen.“ Vor diesen Bildern kann er das Zweifeln lernen. Gegen die Vorurteilsbildung jedweder Art, der Zustimmungen und der Ablehnenden, setzt Jürgen Heinemann Argumentationsprozesse, d.h. den Diskurs mit fotografischen Mitteln. Er weiß, daß plakative Endurteile verhindern, daß der Zuschauer eigene nachdenkliche Arbeit mit dem komplexen Sachverhalt leistet. Die Fotografien sollen ihn in Tätigkeit versetzen: in Aneignungsarbeit. Nur dann gibt es eine Hoffnung, den banalisierenden Wahrnehmungsmechanismus im Umgang mit Zeitungen und Illustrierten zu durchbrechen, der die Bilder und mit ihnen die Sachverhalte im Durchblättert tempo erledigt.

Jürgen Heinemann weist darauf hin, daß die Sachverhalte nicht so einfach sind, wie die gängige Behauptungsfotografie unterstellt. Sie haben stets ihre Vieldeutigkeit. Das macht die Suche, die Forschung, die Entdeckung interessant. „Sobald man aufdeckt, verschwindet das Klischee.“

Den Künstler Heinemann interessieren keine geometrischen Raster und Proportionen. Sie sind für ihn aufgesetzte, sachfremde Rhetorik und Sprachmuster, die den Inhaltsschichten nicht angemessen sind. Er benötigt ihre autoritätsetzenden Rituale nicht. An ihre Stelle tritt ein nicht behauptender, eher unsicherer Umgang mit der Umwelt. Man erkennt ihn auch daran, wie Jürgen Heinemann sich als Person bewegt und wie er spricht. Er fragt lieber. „Nie ist der Anschein bereits der Sachverhalt.“ So sind seine Fotografien Fragebilder. Der Fotograf „weigert sich zu sagen, wo es lang geht“. Das drückt sich in den Dunkelräumen der Bilder aus, die schillern. Der Betrachter erhält Material und zugleich Fragen. Es wird sinnlich fühlbar, daß der Sachverhalt mehr enthält, als man in der ersten Anmutung annehmen kann – seine Komplexität erscheint. Das legt dem Betrachter nahe, sich nicht zufriedenzugeben, sondern nun selbst weiterzusuchen.

Diese Weise zu fragen ist kein Relativismus, keine Beliebigkeit, keine Taktik, kein Ausweichen, sondern die vorsichtige Annäherung an komplexe Wahrheiten und die „Erkenntnis, daß der andere ein mitfühlender und mitdenkender Mensch ist“, dessen „Andersein des andern“ (Adorno) einen Raum zur Eigenentfaltung benötigt.

Darin liegt auch ein Hauch von Einsamkeit, die es durchzustehen gilt. So besitzen die Bilder stets das Prinzip Störung: das Hell-Dunkel, das Ungewisse, das tastend Suchende, das Offene arbeitet gegen die Selbstgenügsamkeit des „Ich weiß es ja schon“. Diese Unsicherheit macht offen und provoziert Energien. Weil es keine kleinbürgerliche Sicherheit gibt, verstärkt sie die Suche, das Dranbleiben, schließlich die Komplexität und – in der Gestaltung – die Intensität.

So bedeutet die Gewinnung des Bildes für den Fotografen wie für den aufmerksam verarbeitenden Zuschauer, einen Erkenntnisprozeß in Gang zu bringen. Auf einer Ebene der Bilder und mit bildnerischen Mitteln geschieht dasselbe wie in kluger Literatur und in komplex forschender Wissenschaft. Die Aufgabe, die sich Jürgen Heinemann stellt, ist die ständige Durchbrechung des Konformismus, der mit seinen Klischee-Bildungen tieferes Fragen abbricht.

Roland Günter